Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 13 (2006)
Heft: 143

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

STADTLEBEN

Zeichnungen: Felix Stickel

WARTEN IM KULTURNEBEL

Wie steht es eigentlich ums Palace, die Lokremise, den Kastanienhof und das Rümpeltum? Ein Zwischenbericht über den Stand der Kulturbaustellen in der Stadt St.Gallen. von Andreas Kneubühler

2006 fängt ja gut an: Im Kugl werden Stellenabbau und noch mehr Partys angekündigt, da Kultur offenbar trotz städtischer Defizitgarantien nicht rentiert. Das Palace ist verriegelt – es melden sich bereits erste Interessenten für die rote Bestuhlung. Im Tiffany laufen schon länger keine Filme mehr, die Grabenhalle hofft immer noch auf mehr Geld, das Kinok programmiert weiterhin draussen vor der Stadt. Wird alles nur noch schlimmer?
Sollte es nicht, denn einiges, was das Kulturleben bald nachhaltig prägen wird, ist aufgegleist. Nur ist dies halt schon lange her. Kultur-Palace? Es war ein warmer Sommertag Mitte August 2003, als die Stadt den Medien den Kauf des Gebäudes mit dem Kino Palace ankündigte. Seither wurde hinter den Kulissen heftig verhandelt und emsig an Konzepten gearbeitet. Wenigstens lief noch der Kinobetrieb. «An unfinished Life» war nun aber im Dezember der letzte Film, der im schönen Saal gezeigt wurde. Bekanntlich hatte die Stadt beim Kauf einen von Franz Anton Brüni verlangten Grundbucheintrag akzeptiert, der künftige Kinovorstellungen verbietet.
Soll man das jetzt nochmals bedauern? Die Sache ist gegessen. Aber noch ist nicht bekannt, wie es weiter gehen soll. Zur Erinnerung: Drei Gruppen erhielten nach einer Ausschreibung den Auftrag, ein Nutzungskonzept auszuarbeiten. Ein Prozess, der nicht ohne Folgen blieb. Einige der Frohegg-Betreiber hätten sich aus der Planung zurückgezogen, bestätigt Kaspar Surber. Die Beweglichkeit, welche die Frohegg ausgezeichnet habe, habe darin immer weniger Platz gefunden. Das muss nicht bloss ein Nachteil sein: Das Palace könnte an Homogenität gewonnen haben. Und wie so oft wird es wohl nicht auf das Konzept ankommen, sondern auf die tatsächlichen Betreiber.
Genaueres weiss man allerdings erst, wenn im März oder April die Vorlage, die ein Nutzungs- und ein Umbaukonzept beinhaltet, vor das Stadtparlament kommt. Mehr Zeit als geplant hätten vor allem die Abklärungen der Bausubstanz benötigt, die sich auf das Konzept auswirkten, erklärt die städtische Kulturbeauftragte Madeleine Herzog. Gespannt auf die Inhalte dürfte vor allem Mathias Peter, Leiter der Kellerbühne sein. Das Programm werde anderen Veranstaltern «das Wasser nicht allzu sehr abgraben», nimmt Madeleine Herzog Spannung weg. Eine allenfalls nötiges «Bereinigen» bei den städtischen Kulturangeboten werde man den Veranstaltern selber überlassen, merkt sie an.

Spielstätte der Etablierten

Vom geplanten Flaggschiff der städtischen Kulturpolitik zum Leuchtturm des Kantons: zur Lokremise. Seit Februar 2005 ist bekannt, dass das Tanztheater von Philipp Egli einer der Mieter sein wird. Die SBB werden den Rundbau für rund fünf Millionen Franken renovieren. Den Rest des Rundgebäudes wird der Kanton mieten. Für die Ausarbeitung des Kulturprojekts wurde Philipp Lämmlin, ehemaliger Geschäftsführer der Internet-Firma Namics, engagiert. Lämmlin gehört die Konzeptagentur «Alltag», Partner ist Markus Gossolt. Bekannt sind einige Eckdaten des «Kulturama» aka Lokremise: Mit-

machen sollen Kunstmuseum, Kunsthalle, Kinok, visarte. ost, Universität und Fachhochschule. Eröffnung ist 2007.
Über Inhalte gab es bisher vor allem gewundene Sätze zu hören, in denen viel umschrieben, aber wenig benannt wird. «Kein Museum, sondern ein Ort mit Atelier-Atmosphäre, der bestehende Institutionen nicht konkurrenzieren, sondern befruchten soll», sagte etwa Philipp Lämmlin dem Tagblatt. «Wir erkannten die Chancen einer spartenübergreifenden und inhaltlich profilierten Kulturnutzung für Theater, Tanz, Film und Medienkunst, vernetzt mit Bildung und Forschung sowie ergänzt durch eine gut integrierte Gastronomie», sagte Hans Schmid, Leiter des Amtes für Kultur. Und nochmals Schmid: «Die Lokremise eignet sich in hervorragender Weise als gemeinschaftliche Spielstätte der etablierten Kulturinstitutionen, in welcher sich die Sparten und die Häuser in neuer Form begegnen und befruchten können.»
Soweit so vage. Aus dem Kulturnebel hinter dem Bahnhof steigen dann allerdings immer wieder konkretere Informationen ins Freie – vorzugszweise über spezielle Seilschaften im Kulturkuchen –, die zeigen, dass die ursprüngliche Mitmach-Liste nur provisorischen Charakter hat. Was hält man eigentlich im Kunstmuseum vom Projekt? Direktor Roland Wäspe hat sich mit dem Konzept noch nicht eingehend beschäftigt. Die Rolle des Kunstmuseums sei noch nicht festgeschrieben. «Wichtig ist, dass man in der Lokremise nicht das doppelte Lottchen macht, sondern etwas Eigenes und Neues entsteht.» Dabei bewege man sich allerdings in einer Sphäre, «in der es teuer wird.» Entscheidend sei, dass die Verknüpfungen gelängen, betont Wäspe. Dem Kinok mit seinem Knowhow komme dabei eine wichtige Rolle zu, ist er überzeugt.

Spielstätte unklar

Hat das Kinok bereits konkrete Umzugspläne? «Für uns ist bisher nicht ersichtlich, wie und ob wir in das Konzept des Kantons passen», gibt sich Kinok-Leiterin Sandra Meier zurückhaltend. «Klar ist für uns, dass wir bei einem Kultur- und Medienzentrum dabei sein müssten.» Ende Februar fänden weitere Gespräche statt, die die nötige Klarheit bringen könnten, hofft sie. Das Projekt scheint längst nicht allen Beteiligten plastisch vor Augen zu stehen. Vielleicht ist es dafür auch noch zu früh. Zu hoffen ist, dass sich dies bald ändert, denn immerhin muss das Budget für den neuen Kulturort den politischen Weg gehen – und dort haben bekanntlich nur Projekte eine Chance, wenn sie geerdet und breit abgestützt sind. Der gescheiterte Zukunftsfonds müsste Warnsignal genug sein.
Es sind aber nicht nur Grossprojekte, die die St.Galler Kulturszene beleben. Im Kastanienhof gibt es im März einen Pächterwechsel, in rund eineinhalb Jahren plant die Stadt einen grösseren Umbau. In einer Ausschreibung werden deshalb Interessenten für die Zeit nach der Renovation gesucht. Bis dann soll eine Zwischenlösung den Betrieb garantieren. Eine der Bedingungen: Der Verein Gambrinus, der wegen des geplanten Abbruchs des gleichnamigen Lokals heimatlos ist, kann seine Jazzkonzert-Reihe fortsetzen. «Wir haben der Stadt konkrekte Interessenten vorgeschlagen», erklärt Marc Jenny, bei Gambrinus für die Programmierung zuständig. Man wolle im Kastanienhof bleiben, stellt er klar. Die Konzertreihe sei noch im Aufbau und es brauche Zeit, sich einen Namen zu machen. Mit den Palace-Planern habe es Kontakte gegeben. «Aber die Räumlichkeiten wären für uns wohl zu gross», meint Jenny. Zudem würde es Probleme mit den begehrten Wochenendterminen geben.

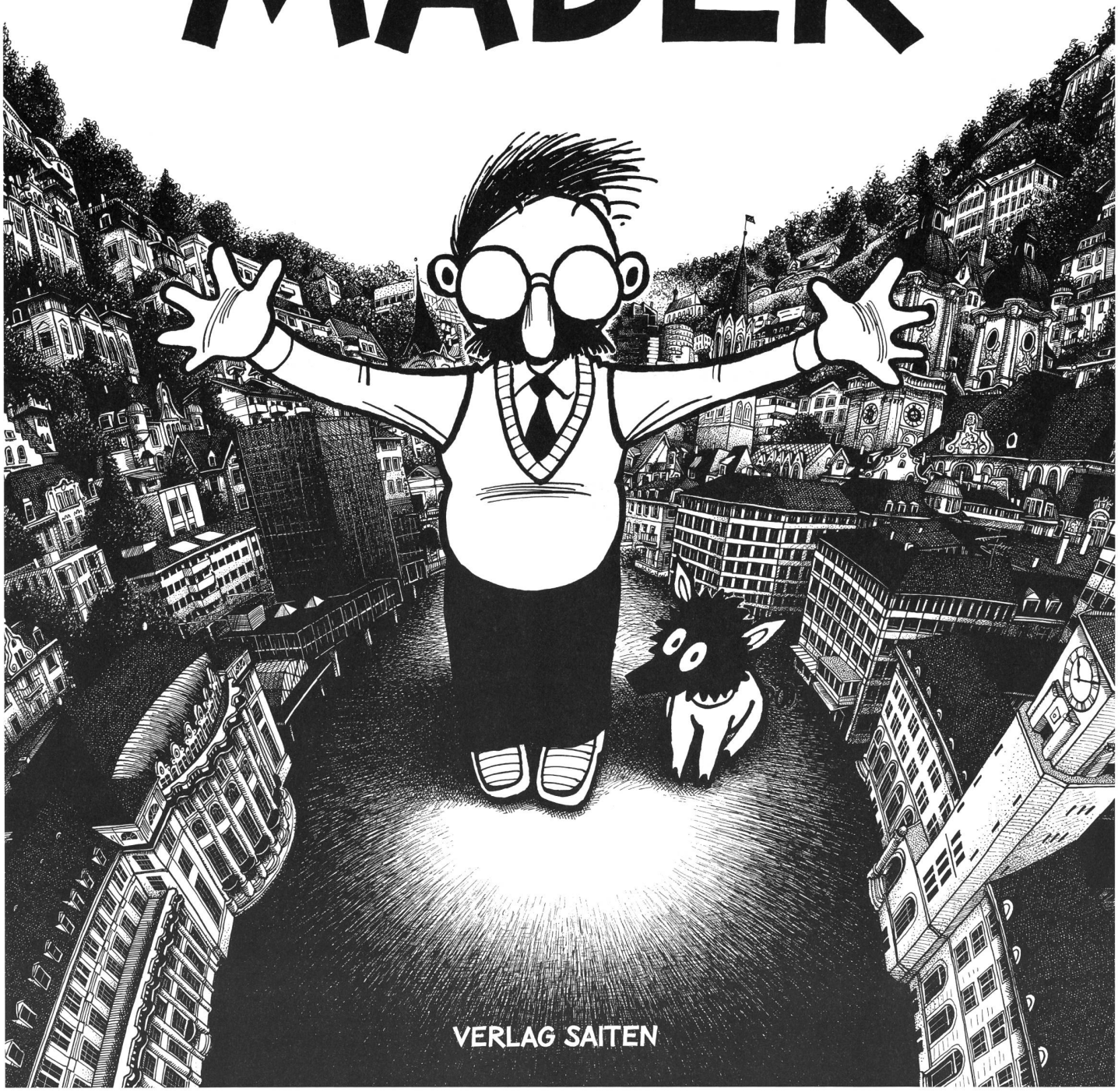
Spielstätte ohne Programm

Was ist los im Tiffany? Aus der Gerüchteküche ist zu vernehmen, dass Franz Anton Brüni einen Untermieter für den Kinosaal sucht – möglichst langfristig. Ein Interessent soll Open Opera sein. Wenig zu hören hingegen ist vom Rümpeltum an der Haldenstrasse 23. Die Vorschriften der Baupolizei scheinen den Schwung nachhaltig gebremst zu haben. Die Stadt und die Dietschweiler Stiftung hätten im November nochmals Gelder gesprochen, weiss Madeleine Herzog. Es gehe um Arbeiten für Lüftung und Schallschutz. Bedingung für die Beiträge sei aber, dass die Rechnungen vorlägen. Seither habe sie nichts mehr gehört, bedauert Herzog.
Und dann gibt es noch die Kirche St.Leonhard, die der Winterthurer Architekt Giovanni Cerfeda im April für 40'000 Franken von der evangelischen Kirchgemeinde gekauft hat. Er hatte damals angekündigt, das Gemäuer zu renovieren. Gerechnet wird mit Renovationskosten von 4,5 Mio. Franken. Geplant sind Restaurant, Klassik- und Jazzkonzerte, Theater, Film. Cerfeda hatte aber auch erklärt, dass er sich Zeit lassen werde. Man müsse mit einer Projektphase von zwei Jahren rechnen. Also bleibt nur abzuwarten und nicht mehr ganz so heissen Tee zu trinken.

MANUEL STAHLBERGER

2

HERR MÄDER



HERR MÄDER 2 gibt es in allen St.Galler Buchhandlungen. Oder direkt beim Verlag Saiten, Oberer Graben 38, Tel. 071 222 30 66, sekretariat@saiten.ch

JETZT GILTS ERNST

Die Stadtpolizei hat vier Gebiete definiert, in denen sie den wegweisen wird. Die IG «Stadt ohne Willkür» organisiert eine Anlaufstelle und bietet Beratung an. von Andreas Kneubühler

Die Stadtpolizei will den unseligen Wegweisungsartikel im Polizeireglement in folgenden Gebieten anwenden: im Bereich Bahnhof, beim Bohl, St.Mangen und im Gebiet um das Espenmoos bis zum Bahnhof St.Fiden. «Das sind die Gebiete, in denen es bekannterweise immer wieder Probleme gibt», erklärt Ralph Hurni, Leiter der Sicherheits- und Verkehrspolizei, die Auswahl. Dies bedeutet aber nicht, dass im Rest der Stadt Rambazamba gemacht werden kann. Es gibt in St.Gallen keine fixen Rayons wie in Bern. «Wir haben auch eine Blanko-Möglichkeit für Wegweisungen», stellt Hurni klar.
Bis Ende Januar wurden noch keine schriftlichen Wegweisungen ausgesprochen. Das lässt aber noch nicht auf eine zurückhaltende Praxis schliessen: Bei der Kälte dürften sich kaum Leute im öffentlichen Raum aufhalten und auch die Fussballsaison startet erst Mitte Februar. Zudem bedeutet der Nuller in der Statistik nicht, dass der Artikel nicht angewendet würde. Wegweisungen könnten auch mündlich ausgesprochen werden, erklärt Hurni. «Und das wird nicht erhoben.»
Noch immer ist offen, ob Wegweisungen rechtlich überhaupt zulässig sind. Der Politiker und Fürsprecher Daniele Jenni wird einen Fall aus Bern bis vor das Bundesgericht weiterziehen. Er hat in einem anderen Verfahren bereits erreicht, dass die Voraussetzungen für Wegweisungen in den Polizeiverordnungen präziser festgehalten werden müssen. Stereotype Begründungen sind nun nicht mehr erlaubt. Es ist deshalb wichtig, dass möglichst rasch klar wird, welche Praxis die St.Galler Polizei bei den Wegweisungen anwenden wird.
Die IG «Stadt ohne Willkür» bietet ab Februar einen Anlauftisch für Weggewiesene an. Man wolle der Polizei auf die Finger schauen, kündigte Franz Schibli, Sprecher der IG, an. Angeboten wird Beratung. Je nach Fall könnten die Leute weiter verwiesen werden, beispielsweise an die städtische Ombudsstelle oder an einen Anwalt. Weiter sollen die Wegweisungen dokumentiert werden, auch die mündlichen. Der Anlauftisch findet jede Woche am Mittwoch von 18-20 Uhr im Restaurant Schwarzer Engel an der Engelgasse statt.

Kurz vor Redaktionsschluss erreichte die Meldung das Saitenbüro, dass **Marco Büchel** mit der Startnummer 26 auf den ersten Platz gefahren sei. Und das in Kitzbühel, der weltschwersten Abfahrt, wie Büchel beim Interviewtermin erzählte. Dann kommt aber doch glatt noch mit der Nummer 30 und als allerletzter der Walchhofer, und der Promi dieser Ausgabe fällt auf den zweiten Platz. Die Freude ist trotz Silber gross und die Autogrammkarte noch immer an ihrem Platz. Überhaupt, so scheints, weht der Sportsgeist durchs Land. Die **Handballnummer** vom Januar erntet Reaktionen, wie seit der Nummer über Schmutz, Schund und Polizeireglement keine andere mehr. Da bestellt eine Frau aus Uster ein Heft nach, weil sie es einem Handballfan schenken will und ihr Sohn Saiten eben sammle. Und auch der **TSV St.Otmar** bestellt eine Beige. Und: In der dritten Europacup-Runde bezwangen die Spielerinnen des **LC Brühl** das kroatische Team von Lipovac Vranjic überraschend und deutlich mit 54:40. Herzliche Gratulation. In der nächsten Runde treffen die Brühlerinnen auf Skopje aus Mazedonien. Toi, toi, toi. Und nach all den guten Meldungen aus dem Sport denkt man sich, dass man es mit Kultur mal halblang halten könnte – um vielleicht ein Sportheft zu machen? Am Theater aber tut sich auch einiges, jetzt, wo es offiziell ist, dass der Intendant **Josef E. Köpplinger** nach Klagenfurt berufen wurde.
Es verschwindet aber auch anderes aus der Stadt. Im **Tonart** am roten Platz werden ab März keine Platten mehr verkauft, er schliesst. Das ist traurig, verschwindet doch damit einer der zuverlässigsten Dealer der Stadt. Aber da kann man nichts machen, ausser den beiden Betreibern **Roger Rey** und **Nils Ohlhorst** Respekt zollen, dass sie das Abenteuer eingingen, Musik in einem Laden zu verkaufen und dass sie so lange durchhielten. Tja, irgendwann hocken wir dann alle vor dem Computer und kaufen unsere Musik bei iTunes oder klauen sie von irgendeinem russischen Server runter. Ein Tag bevor uns diese Traurigkeit vom Nachbar Tonart erreichte, schaute eine fröhliche Truppe in der Redaktion vorbei: **Das Stadtparlament** lud sich zum Apéro ein. Der Anlass war die Ernennung **Christina Fehr-Dietsches** zur Anführerin der Festgemeinde. Die Häppchen waren lecker, Wein und Champagner flossen, und es herrschte eine aufgeräumte Stimmung. Aufgeräumt war es auch im **Flon**, wohin der Tross sich nachher verschob, dort strich man gar die Wände für die prominenten Gäste frisch.

HOL DIR DEN STEMPEL VOM ENDE DER WELT

Bruce Chatwin mochte die Stadt nicht. Englands wohl berühmtester Wanderer, Reiseschriftsteller und Flunkerer hat über Patagonien und Feuerland als erster begeistert geschrieben, 1977 ist mir sein «In Patagonia» in die Hände geraten, und fast dreissig Jahre hatte ich seither geträumt, diesen Teil Argentiniens, um den sich Argentinien allerdings nie recht kümmerte, selbst zu bereisen. «Ich verliess Ushuaia, wie man einen Ort verlässt, an dem man nicht begraben sein möchte», lese ich in Chatwins Reisebericht. «Die Einwohner dieser offensichtlich kinderlosen Stadt hatten blau angelaufene Gesichter und warfen Fremden unfreundliche Blicke zu. Die Männer arbeiteten in einer Krabbenkonservenfabrik oder in einer der Marinewerkstätten, die ein durch irgendeine Lappalie ausgelöster Krieg mit Chile in Betrieb hielt.»

Pinguine winken

Das Bild von der südlichsten Stadt der Welt, das sich mir präsentiert – ich sitze bei 23 Grad am Tischchen eines der beiden Strassencafés –, ist ein völlig anderes. In der «offensichtlich kinderlosen Stadt» wimmelt es geradezu von Jugendlichen, die Einheimischen, von der Sonne verführt, flanieren, als wären sie in Paris, und auch die letzte Kriegslappalie (der Falklandkonflikt) ist kein Thema mehr. Von «unfreundlichen Blicken» keine Spur. Viel Lachen. Bunte Wimpel, pathetische Willkommensfahnen in allen Farben.

Zwei übergrosse, als Pinguine verkleidete Gestalten mit «Welcome to Ushuaia!» werben für Geschäfte mit «handmade products», für Ausflüge, Gletschertouren. Die Reiseveranstalter haben Hochsaison zur Zeit des europäischen Winters: 25'000 Touristen, halb soviel wie Ushuaia Einwohner hat, starten von hier aus jährlich in die Antarktis. 280 Kilometer, eine zweitägige Reise, trennen Ushuaia vom ewigen Eis. Die Schiffe, zwei davon liegen im Hafen, sehen aus wie zu Eisbrechern umgebaute Bodenseeschiffe. Beim Tourist Office stosse ich auf einen jungen Mann, der den lieben langen Tag beschäftigt ist, «ushuaia, la ciudad mas austral del mundo» in Pässe zu stempeln und so deren Besitzer zum Beweis zu verhelfen, dass sie oder er es wirklich geschafft hat «so weit hinunter». 50'000 Einwohner zählt die Stadt offiziell.

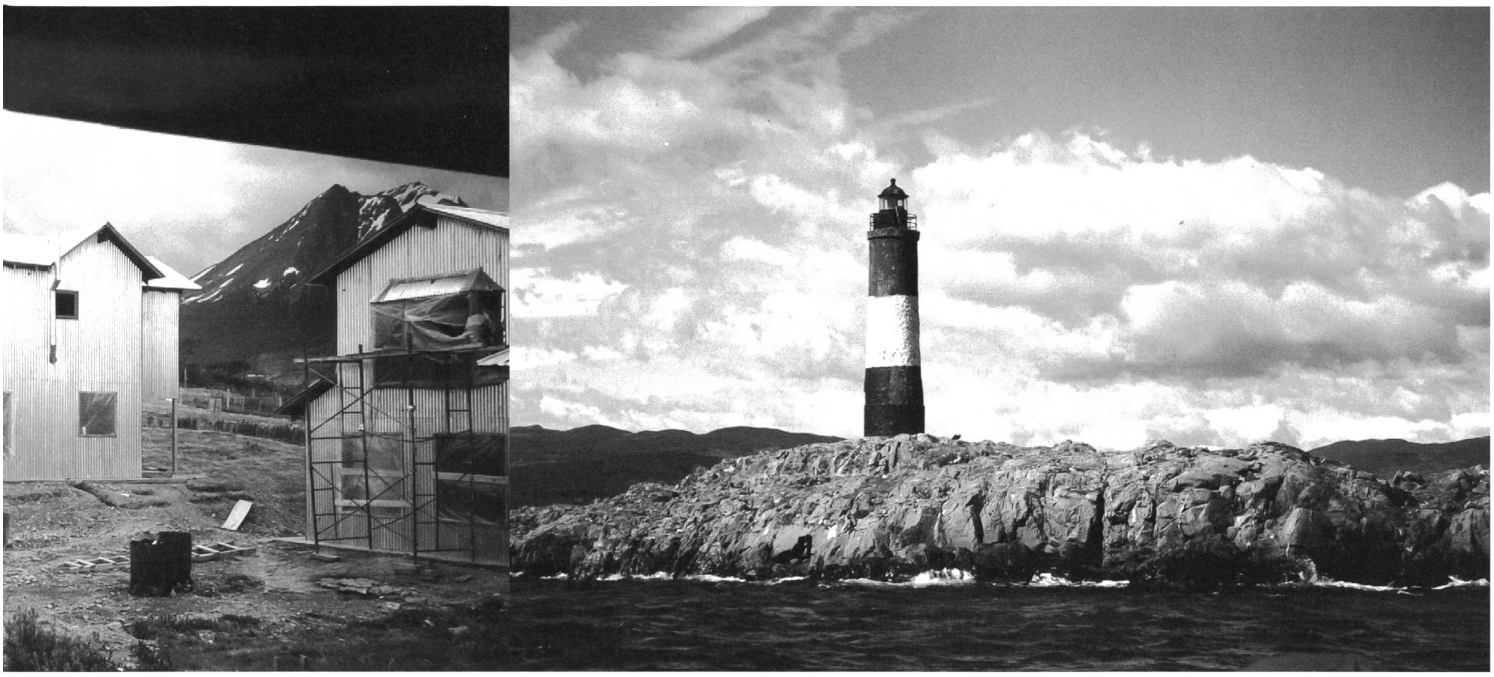
Ich wohne in der «Posada del Fin del Mundo» an der Rivadavia 612 bei Ana Maria Bermudez, von Beruf Psychologin. Sie musste irgendwann den Entschluss gefasst haben, ein Hotel einzurichten und dieses dann später, falls Geld vorhanden, auch wirklich zu betreiben. Die Pension gleicht einer Baustelle. Zum Frühstück verlässt man das zehn Zimmerchen umfassende Gebäude, pirscht sich längs des Hauses durch Pfützen und Gerümpel zu einer frisch gegossenen Betontreppe ohne Geländer und gelangt über acht, dann elf, dann neun Stufen in einen nie abgeschlossenen, in klassischem Kolonialstil eingerichteten Salon, gleichzeitig Bibliothek, wohlbestückt mit Klassikern der Alten wie der Neuen Welt. Samt Cheminée natürlich, ohne das sich keine Stube, kein Restaurant, kein Lokal in Patagonien und Feuerland denken lässt. Über allem menschlich Behausten hängt ständig der Duft von brennendem Holz, der sich abends mit dem von brutzelndem Rind oder Lamm vermischt. Ana verwöhnt ihre acht Gäste nach Noten. Besonders mich, hab ich den Eindruck. Sie serviert mir die süssen gebackenen Hörnchen – «um sechs Uhr früh selbst gemacht» – persönlich auf Tudor-Porzellan. Die andern bekommen sie linkisch gereicht von einem Halbwüchsigen, sonst sicher Arbeitslosen. (Zwei von fünf Menschen, hat man mir gesagt, seien ohne Arbeit.)

Sicherstes Sicherheitsgefängnis

Ushuaia stand ursprünglich lediglich für ein aus Fertigteilen gebautes Missionshaus, das Reverend W. H. Sterling 1869 in der Nähe der Hütten der Yaghan-Indianer hingestellt hatte. Heute präsentiert sich die Stadt an der Bucht am Ufer des Beagle-Kanals wie eine Miniaturausgabe norwegischer Küstenstädte. Vom Hafen geht der Blick über rechtwinklig angelegte Strassen mit bunten Holzhäuschen hinauf zur wild gezackten Andenkette Cerro Martial, deren Gipfel hell aufleuchten im Schnee. Ausserhalb der geometrisch angelegten Mitte franst die Stadt aus. So wie Ana – die mir im «Tante Nina Restaurante» später zulächelt – baut offenbar ganz Ushuaia. Man geht pragmatisch vor. Ähnliches habe ich nur in Slum-Siedlungen der Dritten Welt oder amerikanischen Frontier-Towns gesehen. Und was nicht Hauptstrasse ist – wie die «San Martin» –, wirbelt bei jedem Windstoss, nach jedem Auto Staub auf bei diesem trockenen Sommerwetter. A propos Sommerwetter: 15 bis 20 so

flaschenpost

von Fred Kurer aus Ushuaja, Argentinien



schöne warme Tage wie heute soll es jährlich geben. Die Durchschnittstemperatur im Sommer (November bis Januar) beträgt 9,1 Grad, die im Winter 1 Grad. Aber was besagt schon «Durchschnittstemperatur»? Gestern Nacht war ich, eine Autostunde nördlich der Stadt, mit einem Führer auf Biber-Beobachtung. Auf dem einen Damm, den wir querten, hatte drei Tage zuvor noch ein halber Meter Schnee gelegen.

Das bekannteste Gebäude der Stadt ist das Gefängnis «presidio», zu deutsch «Zuchthaus». Es hatte mich seit dem ersten Besuch so beschäftigt, dass ich meine Trecker-Kollegen samt Monika allein zum Ojo del Albino ziehen liess, um mehr zu erfahren. Seit 1902, soviel wusste ich von Chatwin, galt es als «sicherstes Sicherheitsgefängnis Argentiniens», von 300 Häftlingen in Fronarbeit erbaut. Wenig später waren es 600, die hier einsassen, kurz darauf, unter unmenschlichen Bedingungen, ein Mehrfaches an Männern, dazu auch Frauen und Kinder. Berühmtester und berüchtigster Gefangener war Simon Radowitzky, der russische Anarchist, der 1909 den Polizeichef von Buenos Aires in die Luft gesprengt hatte. Dafür wurde er jahrelang gequält, unter anderem mit regelmässigem Essens- und Schlafentzug. Er kriegte nur Kartoffelschalen in Spülwasser und wurde jede halbe Stunde geweckt. 1918 gelang ihm mithilfe von Freunden die vergebliche Flucht (er wurde wieder geschnappt). 1930 schenkte ihm Präsident Yrigoyen schliesslich die Freiheit, und nach einer Odyssee durch Uruguay, Mexiko, Spanien und Frankreich starb er 1956 im Elend.

Voller Geschichten

Bruce Chatwin berichtet, wie ihm der Zugang zum Gefängnis verwehrt worden ist. Heute, als zahlender Gast, ist man willkommen, die inzwischen zum Museum umfunktionierte Anlage zu besuchen. Vier lange Stunden hielt ich es aus beim zweiten Mal – und wurde auch Stunden danach nicht warm, trotz Sonne und viel heissem Tee. Immer wieder dachte ich ans alte grausige Zuchthaus «St. Jakob» an der Langgasse in St.Gallen, wo ich zu Weihnachten als Knabenchörler gesungen hatte und danach nächtelang nicht mehr schlafen konnte.

Ushuaia, trotz seiner kurzen Geschichte, ist voller Geschichten. Da wäre die von Thomas Bridges, dem unter einer Brücke in England gefundenen Waisenkind, der 1871 von den Falkland-Inseln herübergekommen war in der Absicht, die Yamana-Indianer «für die Zivilisation und den christlichen Glauben zu gewinnen». Die Indianer, den Einwanderern hilflos ausgeliefert, starben wie die Fliegen an Tuberkulose, Typhus, Pocken. Bridges sah seine Hauptaufgabe darin, den armen Teufeln zu helfen – und darin, die hochentwickelte Sprache der Ureinwohner in einem zweisprachigen Wörterbuch aufzuzeichnen. Ich habe ein Duplikat seines Werks bewundert, ein paar Seiten daraus auch studiert im «Museo del Fin del Mundo». (Das Original wurde später von einem amerikanischen Hochstapler gestohlen, der es als eine von ihm verfasste Arbeit ausgab.) Im Unterschied zu Bruce Chatwin habe ich die Strecke zum Landsitz von Thomas Bridges, der «Estancia Harberton», nicht zu Fuss (60 Meilen ab Ushuaia) zurückgelegt, vielmehr vom Beagle-Kanal her auf einem kleinen Kutter angepeilt – und mich dort, wie Chatwin, in die Grafschaft Devon des 19. Jahrhunderts versetzt gefühlt mit echt englischem Rasen, Gemüse- und Blumengarten.

Fred Kurer, 1936, war Gymnasiallehrer, Theaterpädagoge und sieben Jahre Kellerbühnenleiter. Er ist weiterhin Übersetzer, Autor und leidenschaftlicher Trecker, nicht nur auf den Spuren von Bruce Chatwin.

Bruce Chatwin: In Patagonia, London 1977. Auf deutsch: In Patagonien, Reise in ein fernes Land, Reinbek/Hamburg 2004.

DER HEIMLICHE INTENDANT / AUSGABE JANUAR 06

MEHR MUT ZUR SACHLICHKEIT

Sehr geehrter Herr Surber,

mit grossem Erstaunen haben wir Mitglieder vom Schauspielensemble des Theaters St.Gallen Ihren Artikel in «Saiten» gelesen. Dass sie die Diskussion über Sinn und Aufgaben der subventionierten Kulturinstitute in die Öffentlichkeit tragen wollen, finden wir ok und begrüssenswert. Wir wissen, dass wir uns als Teil dieser Öffentlichkeit der Kritik stellen müssen und versuchen damit umzugehen. Wenn aber nach unserer Meinung unsachgemäss argumentiert und teilweise polemisiert wird, wehren wir uns als Mitarbeiter dieses Hauses, indem wir auf die Leistungen der Direktionszeit Josef E. Köpplingers hinweisen möchten.

- Die Vorstellungen im Studio-Spielplan waren fast durchwegs ausverkauft (Sleeping around, Angels I, Trainspotting, Nellie Good Bye) und boten unserer Meinung nach keine «seichte Unterhaltung».

- Der von Köpplinger kreierte «Schauplatz» wird vom Publikum begeistert angenommen («Spinne» wegen grosser Nachfrage verlängert. «Kunst» im Museum immer ausverkauft und verlängert.)

- Wir hatten mit dem «Sommernachtstraum» einen umjubelten Einstand im grossen Haus.

- Die Problematik im «Augenzeugen» interessiert erstaunlich viele Zuschauer.

- Die «Minna» wird vor fast immer vollem Haus gespielt.

- Es wurden von der Dramaturgie Autorentage organisiert, um jungen, zeitgenössischen Autoren eine Plattform für ihre Stücke zu bieten. Mit in der Jury sassen unter anderem Lutz Hübner und Joshua Sobol.

- Im aktuellen Spielplan 05/06 sind fünf Schweizer Erstaufführungen vorgesehen.

Und: Die Statistik belohnt uns dafür auch noch mit einer Zuschauerzunahme von 5 Prozent.

Uns bleibt daher Ihr Schluss, «Hat sich also von der Kernkompetenz aus die leichte, seichte Unterhaltung im ganzen Haus ausgebreitet?» unverständlich, und wir werfen die Gegenfrage aus: Hat da der Kritiker nicht gut, oder gar nicht hingesehen ...?

Mit freundlichen Grüssen
Ensemblesprecher Schauspiel
Hans Rudolf Spühler

Anmerkung der Redaktion: Kurz vor Produktionsschluss erreicht uns die Nachricht, dass Schauspieldirektor Josef E. Köppliger am 20. Januar zum Nachfolger von Dietmar Pflegerl als Intendant des Klagenfurter Stadttheaters gewählt worden ist.

MUSIKFREUDEN

Es gibt ja nicht nur Freude zur Musik, sondern wahrlich auch Musik zur Freude. Dies und anderes ist nachzuhören und nachzulesen auf der CD mit einer Live-Aufnahme des St.Galler Kammerensembles vom 17. Juni 2005 im Rahmen des Musikzyklus «Kunst; Sinn oder Zweck?». Sponsor und massgeblicher Impulsgeber des Musikzyklus war der Bankier Konrad Hummler. Die unten zitierten Textstellen stammen aus dem Einleitungstext des beiliegenden Booklets. Der Text ist nicht gezeichnet. ***Rolf Bossart*** hat kommentiert und beantwortet.

«Darf Musik den einfachen Zweck haben, nichts anderes, nichts mehr und auch nichts weniger als zu erfreuen? Wohlgemut daherkommen, fröhlich trällern, in den Ohren hängen bleiben, gute Laune verbreiten, mitreissen, ja durch den Rhythmus das Tanzbein in Bewegung setzen – und nichts mehr?» *Dürfen Fragen den einfachen Zweck haben, nichts anderes, nichts mehr und auch nichts weniger, als sich dumm zu stellen? Sie dürfen, weil sie immer wohlgemut im Halse hängen bleiben. Frisch und frech, kurz und sündig, schräg aufs Kreuz und quer. Aber sollten sie auch? Denn in gleicher Sache mit komplexerem Zweck hat einst der Musiktheoretiker Adorno gefragt: «Ist die Kunst heiter?» Und er fand: «Das Heitere hat etwas von bürgerlicher Freizügigkeit, gerät allerdings damit auch in die geschichtliche Fatalität des Bürgertums. Am Ende wird es unerträglich.»*

«Der Mitteleuropäer tut sich schwer mit dem Leichten. Ja es will scheinen, je durchschnittlicher und unproblematischer die physische Existenz geworden ist, desto verdächtiger werden Regungen der Freude.» *Verdächtig sind aber auch die Regungen der Feinde, nicht nur der mitteleuropäischen, deren physische Existenz kaum schon auf das unproblematische hiesige Mass herabgewürgt worden ist.*

«Der Mainstream sagt, dass man sich nicht zu freuen hat, und hält uns mit Insistenz alle widerlichen Gegebenheiten vor, weshalb das so sein soll.» *Die einzige freilich, die je etwas anderes behauptet hatte, sah sich gezwungen, das so zu formulieren: «Wir müssen uns fürchten, von uns ist Freude verlangt.» (Ilse Aichinger). Eine widerliche Gegebenheit ist er aber sowieso, der alte Mainstream, der hinfliesst, wohin der Querdenker hindenkt und worauf der anonyme Kunstfreund hinaus will. Aber worauf will er denn hinaus?*

«Die Pest von früher und die Stadtbrände hatten den Vorteil, dass nach gehabter Unbill die wenigstens zeitweilige Erlösung nach allen Regeln der Kunst gefeiert werden konnte.» *Dass die Regeln dieser Kunst niemals in Frage gestellt werden, dafür schreibt jemand solche Texte.* **«Solche Wechselbäder fehlen heute, und das Resultat ist griesgrämige durchschnittliche aggregierte Übellaunigkeit.»** *Der Wunsch aber, dass es noch einen fröhlichen Menschen gibt, der dem Querdenker hier die gewünschten Wechselbäder einheizt, ist natürlich genauso streng verboten wie das heitere Trällern allüberall.*